

*Karen Olrogge*

# HIGH

*Roman*

*Karen Olhogg*

# HIGH

*Roman*

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

*Für Viktorian*

## PROLOG

*Ist der Sinn verloren, dann das Leben.  
Ist das Leben verloren, dann die Liebe.*

Laotse

**L**angsam verschwammen die Wassermassen vor meinen Augen. Die Moldau nahm immer mehr Farben an, sie flackerten auf wie helle Lichter. Es sah so aus, als ob sie von einer unsichtbaren Kraft angezogen würden, und es bildete sich ein alles verschlingender Farbstrudel.

Gelb, rot, blau, türkis, lila – alles wurde von dem Strom erfasst. Ein sanfter Luftzug kitzelte meinen Nacken, und es fühlte sich an wie ein Kuss des Himmels. Schwerelos blickte ich in die Tiefe. Ich war fasziniert von der Schönheit der Landschaft. Ich hätte für immer hierbleiben mögen. Hier auf dem Dach einer heruntergekommenen Kaserne in Prag. Ich brauchte nicht mehr, ich wollte nicht mehr. Leise flüsterte ich dem Wind zu, dass er die Zeit anhalten solle, doch er schien mich nicht zu verstehen.

Wie hypnotisiert blickte ich auf den Himmel, die Bäume und den Fluss, die von hellen Farbsprenkeln bedeckt waren. Es war, als ob ein Gemälde Monets zu Leben erwacht wäre, allein um mir seine unendliche Schönheit zu beweisen.

Ich fühlte mich so sorglos. Wie hätte auch etwas Schlimmes in einer so wunderschönen Welt geschehen können?

Von irgendwoher kam ein Lichtstrahl und leuchtete in die unendliche Tiefe der Nacht. Er tastete sich durch die Dunkelheit wie ein Raubtier auf Beutezug. Meine Sinne waren aufs Äußerste geschärft, in diesem Moment hätte ich es mit jedem aufnehmen können. Ich war unbesiegt, stark und schnell zugleich, mit den Reflexen einer Raubkatze. Ich hörte jeden Grashalm, jedes Blatt, jeden Wassertropfen. Ja, ich konnte sogar den Atem meiner Freunde hören, obwohl ich sie schon vor langer Zeit verloren hatte. Aber das war nicht wichtig, letztendlich war alles egal. Ich hatte mich und meine Farben. Ich war glücklich.

Lachend ließ ich meinen Kopf in den Nacken fallen und nahm dabei jedes kleine Detail wahr. Das Lachen klang unnatürlich laut in der Stille der Nacht, doch ich hatte das Gefühl, dass alles mit mir lachte.

Ich blickte auf den einzigen Stern, der am Himmel zu erkennen war, und schickte ihm all meine Gedanken. Wie musste es wohl als Stern sein? Plötzlich tat er mir unglaublich leid, wie er da so einsam in der Nacht funkelte. Ich wollte zu ihm, ihm sagen, dass er nicht alleine war. Mit einer fließenden Bewegung sprang ich auf und stellte mich an den Rand des Daches.

Dann breitete ich meine Arme aus und schrie.

## KAPITEL 1

*Die Mittelmäßigkeit verurteilt meist alles,  
was ihren Horizont übersteigt.*

François de La Rochefoucauld

**W**ie ein aufgebrachtener Bienenschwarm wuselte meine Familie herum. Hektische Hände zupften Kleid und Haare meiner Cousine zurecht, die den Fehler begangen hatte, sich dem Rest der Familie bereits vor der Trauung zu zeigen. An ihrer Stelle wäre ich schon längst ausgerastet, aber sie schien die Aufmerksamkeit zu genießen. Sie lächelte ihrem Hofvolk zu und gab knappe Anweisungen, die alle so rasch wie möglich zu befolgen versuchten. Ich hatte mir einen Platz in der Ecke des kleinen Zelts gesichert, das eigens dafür aufgestellt worden war, dass sich die Braut darin auf ihren großen Tag vorbereiten konnte. Der Mann, den meine Cousine am heutigen Tag an sich binden wollte, tat mir schrecklich leid. Charlotte war gerade mal dreiundzwanzig, sieben Jahre älter als ich, und ich kannte wirklich keine anstrengendere Person als sie.

Meine Tante betrat das Zelt und ein Aufschrei des Glücks entfuhr ihren Lippen. Wahrscheinlich war sie froh, dass sie endlich ihre Tochter los wurde. Eine ältere Frau, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, verscheuchte mich von meinem Platz. Ich stand etwas deplatziert im Raum und schaute mich um. Meine Finger fuhren über den vergoldeten Spiegel, der zum ersten Mal an diesem Tag nicht

von der eitlen Braut in Anspruch genommen wurde, und ich betrachtete meine etwas hilflos wirkende Gestalt. Ich bin nie wirklich groß gewesen, aber gerade sah ich noch mal um einiges kleiner aus, als ich tatsächlich war. Meine 1,70 Meter schienen um zehn Zentimeter geschrumpft. Ich hoffte, dass es nur an dem Spiegel lag. Meine blonden Haare waren hochgesteckt, nur eine kleine Strähne hatte sich gelöst und schmiegte sich an mein Gesicht. Da meine Mutter nichts von zu viel Make-up hielt, färbte einzig Mascara meine sonst braunen Wimpern schwarz. Das schwarze Kleid stand mir ganz gut, auch wenn ich von einer Modelfigur weit entfernt war. Aber es machte sich schon ein wenig bemerkbar, dass ich vor Kurzem darauf umgestiegen war, mich hauptsächlich von Obst und Gemüse zu ernähren. Mein Ziel waren 51 Kilo. Ich war gerade dabei, einen kleinen schwarzen Strich, der wahrscheinlich von dem Mascara kam, von meiner Wange zu wischen, als die elegante Gestalt Charlottes im Spiegelbild erschien.

»Na Cousinchen, wie geht es dir?« Sie hauchte mir einen Kuss auf die Wange, ohne mich wirklich zu berühren und betrachtete sich im Spiegel.

Ich wusste nicht, ob sie tatsächlich eine Antwort erwartete, und nickte etwas unbeholfen. »Und dir an deinem großen Tag? Hast du schon kalte Füße?«

Sie lachte hell, meiner Meinung nach etwas zu hell, aber das war ja Geschmackssache. »Wieso sollte ich? Alles ist perfekt geplant. Ich habe meine Traumhochzeit. Nachher holt uns eine Kutsche ab, alle, die da sein sollten, sind da, und die Kirche ist wunderschön.«

Ich lächelte leicht gequält und verkniff mir zu sagen, dass das nicht unbedingt meine Kriterien wären. Aber solange eine Kutsche kam, konnte ihr der Bräutigam ja egal sein. Sie bewunderte noch ein paar Sekunden ihr Spiegelbild und drehte sich dann zum ersten Mal richtig zu mir um.

»Kannst du mir einen Gefallen tun? Irgendwo dahinten müsste eine Kamera liegen.« Sie wies mit der Hand auf eine Ecke, wo sich

die unterschiedlichsten Utensilien häuften. »Kannst du ein paar Fotos machen? Es kommt zwar auch noch ein Fotograf, aber ich finde, gerade die spontanen Fotos haben manchmal so etwas Natürliches.«

Ich nickte und sie tat ganz begeistert.

»Danke schön, Ella, das ist echt lieb von dir.« Sie hauchte mir erneut einen Luftkuss zu und tauchte wieder im Gewusel ihres Hofstaates unter.

Etwas angenervt suchte ich nach der Kamera und fand sie in einem Kasten mit leeren Wasserflaschen. Achtlos war die schöne digitale Spiegelreflex dort einfach hineingeworfen worden. Ich machte erst mal die Linse sauber. Auch wenn ich nicht wirklich Ahnung von Kameras hatte, so war ich doch froh, dass ich wenigstens etwas zu tun hatte, und begann, wild herumzuknipsen.

Als ich genug von den aufgeregten Frauen hatte, die meine Cousine umgarnten, als wäre sie ihre Bienenkönigin, wollte ich das Zelt verlassen und stieß dabei fast mit dem Pfarrer zusammen. Ich nuschelte ein kurzes »Entschuldigung« und er lächelte warm zurück. Irgendwie hatten Gläubige etwas an sich, was sie mir sofort sympathisch machte. Er fragte die Braut, ob sie bald anfangen könnten, und meine Tante nickte anstelle Charlottes geschäftig.

Die Glocken läuteten, und wie immer befiel mich ein bedrückendes Gefühl bei dem dumpfen Klang. Ich hielt Ausschau nach meinem Bruder, aber er und meine Eltern waren in der Menge der Hochzeitsgäste untergegangen. So setzte ich mich alleine in die letzte Reihe der Kirche. Charlotte hatte nicht übertrieben, als sie die Kirche gelobt hatte. Ich war mir nicht sicher, ob ich hier auch Fotos machen sollte, und schaltete sicherheitshalber den Blitz aus. Irgendwie kam mir moderne Technik in Kirchen generell falsch vor, aber ich hatte zu große Angst vor Charlottes Reaktion, wenn ich ihr sagte, dass ich in der Kirche keine Fotos gemacht hatte. Meine Augen schweiften über die prachtvollen, mit Gold geschmückten Wände und blieben an dem gekreuzigten Jesus hängen. Wie musste

es wohl sein, für seinen Glauben zu sterben? Hatte er wirklich so sehr auf Gott vertraut, dass er sich sicher war aufzuerstehen? Was hätte ich nur dafür gegeben, in meinem Leben so einen Sinn zu spüren. Einfach zu wissen, dass es nicht unnötig war, auf der Erde zu verweilen, dass man nicht so unbedeutend war wie ein Sandkorn am Strand.

Die Musik begann und für einen Moment schloss ich meine brennenden Augen. Der Bräutigam schritt nach vorne, und man konnte seinem Blick entnehmen, dass er es kaum erwarten konnte, die Trauung endlich hinter sich zu bringen. Am Altar angekommen blieb er stehen und nun betrat auch die Braut die Kirche. Alle taten überrascht und entzückt, als meine Cousine in all ihrer Pracht den Gang entlangschritt, aber eigentlich kannte jeder alles bis ins kleinste Detail. Nichts war überraschend an ihrem weißen Barbiestraum. Ich zwang mich zu einem Lächeln und erhob mich genauso wie der Rest der Gemeinde. Sie ihrer Wirkung ganz genau bewusst, genoss die Braut jeden kleinen Schritt. Sie hatte sich bei ihrem Vater untergehakt, der steif und mit ausdrucksloser Miene neben ihr herging. Vermutlich war ihm der ganze Zirkus eher unangenehm. Ich zoomte an sein Gesicht heran und machte noch ein Foto. Wenn schon, denn schon.

Die Trauung begann, und ich wusste an jedem Punkt des Zeremoniells genau, was als Nächstes kommen würde. Wie vorbestimmt doch alles war. Nicht nur der Ablauf der Trauung, sondern eigentlich das gesamte Leben. Man hat nie eine Wahl. Schon alleine darauf, dass und von wem man geboren wird, hat man keinen Einfluss, und wenn man ehrlich ist, geht es danach auch nicht besser weiter. Hatte mich je jemand gefragt, ob ich in den Kindergarten wollte? Oder in die Schule? Und genauso wenig würde ich eine andere Wahl haben, als mein Abitur zu machen, zu studieren und dann zu arbeiten. Und dann kamen halt noch irgendwann Mann, Haus und Kind. Aber vielleicht machte ich es mir auch selbst schwer. Ich konnte schließlich die Schule abbrechen und nur noch die zehnte Klasse

beenden. Doch so war ich nicht, ich würde meinen vorgezeichneten Weg gehen, egal wie sehr mir das eigentlich widerstrebe.

Ich blickte auf meinen abgeblätterten Nagellack und nahm erst jetzt wahr, dass ich die ganze Zeit daran gekratzt hatte. Meine Mutter würde nicht glücklich sein. Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf das Brautpaar, das der Predigt des Pfarrers lauschte.

»... Die Liebe ist wachsam und erlahmt nicht, sie kennt keine Furcht, sie wird nicht beunruhigt. Die Liebe leuchtet auf wie eine helle Flamme und eine brennende Fackel ...«

Das Brautpaar lächelte sich an, doch ich kam nicht umhin zu denken, dass das nur gespielt war. Die Worte des Pfarrers waren schön, aber auch irgendwie kitschig. Liebe. Als ob es so etwas tatsächlich gab. Wie oft ich doch schon diese Diskussion geführt hatte, wie oft ich doch schon versucht hatte, die anderen davon zu überzeugen, dass das alles nur eine große Lüge war. Eine Lüge unserer Kultur, erfunden in Geschichten, die wiederum andere prägten, bis jeder davon überzeugt war, dass sie stimmten. Mir war durchaus bewusst, dass ich mir mit dieser Ansicht keine Freunde machte, und ich sagte auch jedem, dass ich hoffte, irgendwann eines Besseren belehrt zu werden, aber im Moment erschien mir meine Ansicht die einzig richtige zu sein. Es war für mich einfach unvorstellbar, dass man sich selbst aufgab, um nur noch mit dieser einen Person zusammenzuleben.

Allerdings war mein jetziger Lebensstil ja auch nicht so viel besser. Eigentlich war er sogar ziemlich langweilig. Ich stand jeden Tag auf, ging zur Schule, traf mich mit Freunden und ging dann wieder ins Bett. Eine Routine, die ich seit zehn Jahren nicht verändert hatte.

Ich lauschte wieder den Worten des Pfarrers, der begonnen hatte, den 1. Korinther vorzulesen. »Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der

Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.« So steht es im 1. Korinther 13, dem Hohelied der Liebe. So bitte ich nun auch euch, euer Liebesbekenntnis abzulegen ...«

Ich betrachtete das Gesicht Charlottes und kam nicht umhin zu denken, dass sie solchen Sätzen nicht gewachsen war. Sie, die doch in Wahrheit an nichts anderes dachte als an das Geld ihres künftigen Mannes. Doch Charlotte war nichts anzumerken, ihr Lächeln blieb süß wie die ganze Zeit, und als sie ihr »Ja, ich will« auf sagte, klang ihre Stimme klar und fest. Vielleicht tat ich ihr auch unrecht und sie war wirklich selbst davon überzeugt, dass sie den Mann an ihrer Seite liebte. Wer war ich denn, dass ich mir überhaupt ein Urteil erlaubte?

Die Ringe wurden ausgetauscht, und ich machte erneut Fotos, die aber wegen der weiten Entfernung alles andere als scharf waren. Der Pfarrer sprach noch ein paar Abschlussworte, und als die Musik erneut erklang, erhob sich die Gemeinde noch einmal, während das Brautpaar die Kirche verließ. Ich legte meine Jacke über den Arm und folgte den anderen nach draußen an die Luft. Das Sonnenlicht war so hell, dass ich einige Zeit brauchte, um mich daran zu gewöhnen und wieder alles zu erkennen. Ich sah mich ein wenig in der Menge um und fand meinen Bruder wieder.

Er grinste. »Na, gut geschlafen?«

Ich ignorierte seine Frage und stellte mich mit ihm zusammen in die Schlange der Wartenden, um dem Brautpaar zu gratulieren. Immer wieder wurden wir von älteren Menschen begrüßt, die ich höchstens flüchtig kannte.

Nachdem sich die Massen langsam aufgelöst hatten, machten wir uns auf den Weg zum Auto, wo unsere Eltern bereits auf uns warteten. Meine Mutter fragte, ob nicht mein Bruder fahren wolle, und etwas widerwillig gab mein Vater Moritz den Schlüssel. Sichtlich stolz ging der zur Fahrertür. Etwas skeptisch setzte ich mich nach hinten, es war das erste Mal, dass Moritz mit dem Auto meines Vaters fuhr. Meine Mutter setzte sich zu mir nach hinten und sagte,

ich solle mich bloß anschnallen. Das Auto setzte sich mit einem Ruck in Bewegung und meine Mutter schrie kurz auf. »Der Gang, Sebastian, zeig ihm doch noch mal, wie das mit dem Gang-Einlegen funktioniert!«

Wütend drehte sich Moritz um. »Ich weiß schon, wie das funktioniert.«

Etwas holperig, aber dennoch sicher parkte er aus der Lücke aus. Meine Mutter stöhnte und ich schaute genervt aus dem Fenster. Wir fuhren durch kleinere Straßen und meine Mutter rief Moritz die ganze Zeit Anweisungen wie »Rechts!«, »Links!« oder »Achtung!« zu, obwohl diese eigentlich komplett unnötig waren. Sie machte uns alle so irre, dass mein Bruder sich mehrmals verfuhr, was meine Mutter nur zu noch mehr Zwischenrufen verleitete. Ich hatte Mühe, sie nicht anzumeckern, sie solle endlich mal leise sein. Es war also kein Wunder, dass wir die Letzten waren, die am Haus meiner Cousine ankamen. Sie hatten sich eine schicke kleine Villa in der Nähe des Wannsees gekauft, beziehungsweise Charlottes Mann hatte sie gekauft. Moritz und meine Mutter fingen an, darüber zu diskutieren, ob wir nun tatsächlich einen so großen Umweg gefahren waren, und ich ging vor, die Stimmen der beiden Streitenden im Rücken.

Drinne winkte mich Michelle, meine gleichaltrige Cousine, zu sich, und ich ließ mich auf den leeren Stuhl neben ihr fallen. Sie drückte mir einen Kuss auf die Wange und schob mir ein Glas Sekt hin. »Na, wie geht es dir?«

Ihre Stimme klang fremd, und ich überlegte, wie lange ich sie nicht gesehen hatte. Es mussten fast zwei Jahre gewesen sein. Ich lächelte. Wie ich diese Frage hasste. Was blieb einem denn da anderes übrig, als zu lügen?

»Eigentlich ganz gut, es ist nur gerade alles etwas stressig mit der Schule. Ich sitze die ganze Zeit an meinem MSA-Vortrag und habe trotzdem das Gefühl, dass ich nicht vorankomme«, leierte ich den Text herunter, mit dem ich in letzter Zeit immer auf die Wie-geht-es-dir-Frage antwortete. »Wie weit bist du denn damit?«

Ich sah sie an und merkte sofort, dass ich das falsche Thema angesprochen hatte. Ihr Gesicht verzog sich zu einer Grimasse.

»Ich habe noch gar nicht angefangen. Aber es ist sowieso nicht so wichtig, ich wiederhole wahrscheinlich die zehnte Klasse, dann habe ich noch Zeit.«

Ich suchte nach einem Anzeichen, dass das ein Witz war. Ich fand keines.

»Das ist doch gut, dann kannst du dir wenigstens noch über alles klar werden. Wir sind sowieso zu jung für so wichtige Entscheidungen«, versuchte ich, meine Bestürzung zu überspielen.

Michelle grinste über meine Unsicherheit. »Komm, erhebe dich! Wir sprechen einen Toast aus, ich will endlich trinken.«

Und schon stand sie, bewaffnet mit einem Sektglas und einer Gabel, die sie laut klirrend daran stieß.

»Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Verwandte und Unbekannte. Meine geliebte Cousine Ella möchte gerne einen Toast auf unser Brautpaar aussprechen. Ich bitte um Ruhe, ihre Stimme ist nicht so laut.«

Damit übergab sie mir das Wort. Perplex starrte ich sie an. War das ihr Ernst? Meine Gesichtsfarbe wechselte von Blass zu Rot. Was sollte ich denn jetzt sagen? Ich zitterte so sehr, dass der Sekt über meine Hand schwappte. Sag etwas, Ella, ermahnte ich mich selbst.

»Vielen Dank, Michelle.« Meine Stimme klang unnatürlich hoch. Sehr gut, Ella, das war doch schon mal ein Anfang, mach einfach weiter. Aber was konnte man noch sagen? Alle meine Gedanken schienen wie weggeblasen. Ich fühlte mich wie ein Reh im Scheinwerferlicht, unfähig mich zu bewegen. Ich räusperte mich. Alle starrten mich mit erwartungsvollem Blick an.

»Ja, warum sollte ich hier eine große Rede schwingen? Ich glaube, es reicht aus, wenn ich sage: Auf unser Brautpaar, auf dass die beiden ein Leben voll wildem Sex, Liebe und Gesundheit haben!«  
Stille.

Langsam begriff auch ich meine Worte. O Gott, hatte ich das wirklich gesagt? Hatte ich gerade tatsächlich meine Familie aufgefördert, auf den wilden Sex ihrer Enkelin, Tochter und Schwester anzustoßen? Wenn es überhaupt ging, wurde meine Gesichtsfarbe noch röter. Die Stille zog sich eine Ewigkeit hin, doch dann hoben alle ihr Glas und wiederholten meine Worte.

»Auf wilden Sex, Liebe und Gesundheit!«, leierten sie lachend im Chor und schnell kippte ich mir die sprudelnde Flüssigkeit in den Mund. Wieder einmal fiel mir auf, dass mir Alkohol überhaupt nicht schmeckte.

Michelle bekam sich fast nicht mehr ein vor Lachen und wir setzten uns wieder.

»Vielen Dank auch«, zischte ich ihr zu.

»Ach komm schon, ich glaube nicht, dass jemals jemand so einen guten Toast bekommen hat wie deinen eben. Spätestens in dreißig Jahren, wenn es in allen anderen Ehen langweilig wird, werden sie dir für den wilden Sex danken.«

Nun musste auch ich grinsen. Ich hoffte nur, dass man meinen Fauxpas so schnell wie möglich vergessen würde.

Nachdem wir gegessen hatten, überredete mich Michelle zu einem Spaziergang. Ich war froh, dass ich endlich von dem verführerisch duftenden Buffet wegkam, denn es fiel mir schwer, nur bei Salat zu bleiben. Wir liefen an den schicken Häusern vorbei, und schon wieder überfiel mich ein bedrückendes Gefühl, als ich daran dachte, dass auch ich irgendwann in so einem Kasten leben würde.

Michelle kramte in ihrer Tasche und fand schließlich das, was sie suchte. Sie holte eine kleine viereckige Packung heraus, und ich brauchte einige Zeit, bis ich verstand, dass es sich dabei um Zigaretten handelte. Geübt zündete sie sich eine an und hielt mir dann die Packung hin. Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte nicht gewusst, dass sie rauchte, und aus irgendeinem Grund war ich darüber fast ein bisschen schockiert. In meiner Stufe rauchten zwar auch schon einige, aber mit denen hatte ich eher wenig zu tun.

Ich erinnerte mich daran, dass meine Mutter mir eine Woche zuvor erzählt hatte, Michelle sei das schwarze Schaf der Familie geworden. Damals hatte ich ihren Worten keine Beachtung geschenkt, aber plötzlich verstand ich, was sie meinte. Ob meine Mutter wohl auch wusste, dass meine Cousine rauchte?

Wir setzten uns auf eine Bank. Michelle zog an ihrer Zigarette und pustete den Rauch in den Himmel.

»Was ist passiert?«, durchbrach ich die Stille.

Verwirrt blickte sie mich an.

»Ich meine, was ist passiert, dass du dich so verändert hast? Vor zwei Jahren noch sind wir an Rauchern vorbeigegangen und haben demonstrativ gehustet. Vor zwei Jahren noch hattest du einen Notendurchschnitt von 1,6 und wir haben zusammen mit deinen Eltern Urlaub in Österreich gemacht. Was ist geschehen, dass jetzt plötzlich alles so anders ist?«

Sie überlegte einen Moment und starrte auf das Geäst eines abgestorbenen Baumes.

»Die Zeit. Das ist passiert.«

Ihre Stimme klang gebrochen, und ich dachte schon, dass das ihre endgültige Antwort war, als sie erneut zu sprechen begann.

»Ich weiß nicht, es gibt nicht wirklich einen Grund. Es ist ja nicht so, dass sich wirklich etwas verändert hat, ich bin ja jetzt nicht abgestürzt oder so. Ich bin nur älter geworden und meine Freunde halt auch. Mit sechzehn trinkt man, raucht man. Da ist nichts weiter bei. Ich kann auch gar nicht verstehen, was meine Eltern da für einen Mist erzählen, von wegen ich wäre ganz schlimm geworden. Klar bleibt man mal länger weg, übertreibt ein bisschen und bereut am nächsten Tag das eine Glas zu viel. Eigentlich habe ich nichts getan, es ist von alleine passiert. Ich wurde schlechter in der Schule, bekam andere Freunde, fing an zu rauchen. Da ist kein Geheimnis, es ist nicht schwer, »das schwarze Schaf« zu werden. Es geht schneller, als man denkt. Ich habe mir nicht vorgenommen, dass es so kommt, aber auf manche Dinge hat man einfach keinen Einfluss.«

Sie hatte sehr schnell gesprochen, und mich überkam das Gefühl, dass sie sich schon oft darüber Gedanken gemacht und sich ihre kleine Rede zurechtgelegt hatte. Aber ich wusste, dass sie unrecht hatte. Man hat immer eine Wahl, egal, worum es geht. Niemand muss die zehnte Klasse wiederholen oder mit dem Rauchen anfangen, wenn er es nicht will.

Es war nicht so, dass ich direkt eine Abneigung gegen Rauchen oder Trinken hatte, ich hatte es einfach überhaupt nicht mit Michelle in Verbindung gebracht. Also nickte ich nur, anstatt zu antworten.

»Ich weiß, du verstehst mich nicht, aber das ist nicht schlimm. Irgendwann wirst du es auch tun, glaub mir mal. Irgendwann wirst du anfangen zu rauchen, zu trinken, und dann werde ich dir sagen, dass ich es dir ja gesagt habe. Ich meine ja nicht, dass du komplett abstürzen wirst, aber jeder macht auf die eine oder andere Weise seine Erfahrungen.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Natürlich werde ich meine Erfahrungen machen, aber nicht auf diese Weise. Ich habe mich unter Kontrolle, ich weiß, was ich tue.«

Michelle lächelte, und ich fühlte mich plötzlich wie ein kleines naives Kind, das die Welt erklärt bekommt. Vielleicht hatte sie recht, es würde bestimmt mal passieren, dass ich ein Glas zu viel trank, aber bei ihr klang es so, als ob ich gar keine andere Wahl hatte, als all das zu machen, was sie gerade machte. Michelle drückte ihre Zigarette aus. Sie richtete sich auf und streckte sich.

»Lass uns wieder zu den anderen gehen, sie vermissen uns bestimmt schon.«

Auch wenn ich das stark bezweifelte, stimmte ich zu und folgte ihr. Nach unserem Gespräch fühlte ich mich Michelle irgendwie näher; und selbst wenn ich von ihrem Lebensstil vielleicht nicht so begeistert war, musste ich zugeben, dass ich ihn auf eine Art interessant fand. Ein wenig beneidete ich sie auch, dass sie alles so leicht nahm.

Inzwischen hatten die Erwachsenen sich bereits ausgiebig dem Alkohol gewidmet, entsprechend gelöst war die Stimmung. Ich stellte mich zu meinem Opa und verfolgte belustigt, wie er mit der ganzen Überzeugungskraft eines Fabrikchefs versuchte, einer Freundin der Braut zu erklären, dass es absolut unmöglich sei, guten Whisky mit Eiswürfeln zu trinken. Ich verkniff mir ein Grinsen und ließ die verzweifelnde Frau mit meinem echauffierten Opa alleine.

Es war bereits 23 Uhr, als wir endlich erschöpft ins Auto fielen. Mein Vater hatte den ganzen Abend über nichts getrunken, damit er fahren konnte, und war dementsprechend schlecht gelaunt.

Meine Mutter seufzte selig, als sie sich in das weiche Polster sinken ließ. »Ach, das war doch ein schöner Abend. Ich weiß gar nicht, warum wir solche großen Familienfeste nicht wieder öfter machen. Bis vor zwei Jahren haben wir das doch auch fast wöchentlich hinbekommen.«

Mein Bruder sagte, er glaube nicht, dass wir tatsächlich jede Woche eine Hochzeit gefeiert hätten, aber das war meiner Mutter herzlich egal.

»War es denn auch für dich nett, Ella?«

Ich nickte. »Es war echt schön, Michelle mal wiederzusehen, sie hat sich so verändert.«

Meine Mutter drehte sich zu mir um. »Ja, das hat sie. Ich habe heute ganz schreckliche Geschichten von ihrer Mutter gehört, ich weiß gar nicht, wie sie ihrer Tochter das alles erlauben kann. Ich an ihrer Stelle hätte schon viel härter durchgegriffen oder es einfach überhaupt nicht dazu kommen lassen. Das Mädchen ist kaum noch zu Hause – und sie hat jetzt sogar einen fünfundzwanzigjährigen Freund, wusstest du das?«

Ich murmelte irgendetwas Uneindeutiges, weil ich wusste, dass meine Mutter diese Art von Konversation am liebsten mit sich selbst führte und alle anderen somit zu ihren Zuhörern verdammt. Ich blickte aus dem Fenster und dachte an Michelle. Es war erstaun-

lich, wie sehr Menschen sich verändern konnten, und das eigentlich ohne richtigen Grund. Und doch war sie ja irgendwie das gleiche blonde Mädchen, das damals nicht einschlafen konnte, wenn nicht mindestens eine Lampe im Zimmer leuchtete. Die Fahrt dauerte genauso lange, wie der Monolog meiner Mutter anhielt, und ich war froh, als wir endlich zu Hause ankamen und ich in mein Zimmer flüchten konnte. Sofort schaltete ich meinen Computer an. Fünf ungelesene Nachrichten wurden mir bei Facebook angezeigt. Eine war von meiner besten Freundin Maja, die mich fragte, ob ich »es« schon gesehen hatte. Typisch Maja.

*Was soll ich gesehen haben?*, schrieb ich zurück.

Aber die Frage erübrigte sich schnell, da ich als Nächstes die Einladung zu einer Veranstaltung vorfand. Mein Herz schlug schneller.

*Ich feiere am Samstag meinen 17. Geburtstag und würde mich freuen, wenn ihr dabei seid. Deswegen habe ich einen Raum in einem Jugendclub in Charlottenburg gemietet, der uns von 21 bis 6 Uhr zur Verfügung stehen wird. Die genaue Adresse werde ich noch bekannt geben. Für Getränke und Essen ist gesorgt, alles andere müsst ihr aber selbst mitbringen. Bestellungen gebe ich sonst an Chris weiter, wenn ihr wollt. Na dann, ich freue mich auf euch! Svea.*

Sofort schrieb ich Maja, dass ich jetzt wusste, was sie meinte. Es war die erste Feier in einem Club für uns. Meine Gedanken überschlugen sich förmlich, so aufgeregt war ich. Was zog ich da an? Was machte ich mit meinen Haaren? Musste ich Svea etwas schenken? Und was meinte sie überhaupt mit »Bestellungen«?

Ein leises »Plopp« ertönte und eine Nachricht von Maja erschien. »Also darfst du hin?«

Mist. Daran hatte ich überhaupt noch nicht gedacht. Die Feier begann um 21 Uhr und ich musste eigentlich spätestens um 22 Uhr zu Hause sein.

Verzweifelt huschte ich ins Bad zu meiner Mutter, die sich gerade abschminkte, und setzte meinen Hundeblick auf. »Mama?«

Sie zeigte keine Regung.

»Nächsten Samstag ist eine Feier, wo ich hin möchte, kann ich da hingehen?«

Meine Mutter schaute in den Spiegel und wischte weiter ungerührt ihre Mascara ab. »Ja klar, warum auch nicht?«

Das war ja leicht gewesen. Doch ich kannte meine Mutter inzwischen gut genug, um zu wissen, dass es nicht lange dauern würde, bis ihr »Aber« kam.

»Solange du um 22 Uhr wieder hier bist, habe ich damit doch kein Problem.«

Verzweifelt stöhnte ich auf. »Aber da hat es doch noch überhaupt nicht richtig begonnen. Dann brauche ich da gar nicht erst hinzugehen.«

Meine Mutter beendete ihr Abschminken und fing an, sich mit ihrer Antifaltencreme einzuschmieren. »Na, warum diskutieren wir dann überhaupt noch?«

Wie ich meine Mutter doch liebte. Ich ballte meine Hand zu einer Faust und atmete tief durch. »Bitte Mama, es ist mir wirklich sehr wichtig.«

Eigentlich stimmte das noch nicht einmal, aber ich wusste, dass es Maja ziemlich viel bedeutete. Ich kannte Svea überhaupt nicht so gut und wahrscheinlich würden da lauter fremde Gesichter sein, aber es ging mir ums Prinzip. Alle durften länger draußen bleiben und ich wollte auch wenigstens ein Mal in einen Club gehen. War das zu viel verlangt?

Letztendlich hatte ich es wahrscheinlich der Müdigkeit und den Promille meiner Mutter zu verdanken, dass wir uns darauf einigten, dass sie mich um Mitternacht abholen würde. Das war ihr letztes Wort. Immerhin besser als nichts.

Das Problem war nur, dass wir noch eine ganze Woche warten mussten, und wenn es um so etwas wie eine Feier ging, war Maja wirklich gut darin, Panik zu schieben. Schon am Montag begrüßte sie mich beim Volleyballtraining mit den Worten »Nur noch fünf Tage«. Wir joggen am Ende, damit wir uns ungestört unterhalten konnten.

»Ich weiß nicht, ob wir da wirklich hingehen sollten, ich glaube, das ist nichts für mich«, jammerte ich.

»Du bist verrückt, das ist die Chance, das wird perfekt!«

Es war typisch Maja, dass sie sich da so reinsteigerte, aber ich musste zugeben, dass sie mich ein wenig ansteckte. Zwar war es natürlich nicht die erste Feier, auf die wir gingen, aber es war die erste in einem Club und zumindest ich würde so gut wie niemanden kennen, weil ich Svea auch nur durch Maja kannte, die erstens auf einer anderen Schule und zweitens einen Jahrgang über mir war.

Die Woche zog sich endlos hin. Am Freitag stand unser Plan: Sie würde am Samstag zu mir kommen, wir würden uns fertig machen, was essen und dann in den Club gehen. Meine Mutter würde uns um zwölf abholen und Maja würde bei mir schlafen. Der Plan schien perfekt.